

völkerung, daß sie den Kampf des Privatkapitals gegen die aufbauende Gemeinwirtschaft unterstützen. Bei dieser Situation ist es Pflicht aller Gemeinden, die ihre Hauptaufgabe nicht in der Unterstützung des Privatkapitals sehen, die Konsumgenossenschaften so weit wie irgend möglich zu den Gemeindelieferungen heranzuziehen. Schon als ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit wäre das zu begrüßen, wenn eine solche Heranziehung der Konsumgenossenschaften auch ihre grundsätzliche Ausschaltung in anderen Gemeinden nicht wettmachen kann. Denn die Konsumgenossenschaft verliert auf der einen Seite alle Möglichkeiten der Gemeinde gegenüber, während sie auf der andern nicht mehr als ihr gutes Recht erhält. Einer Benachteiligung auf der einen Seite steht also keine Bevorzugung sondern nur eine Gleichberechtigung auf der andern gegenüber. Aber auch aus grundsätzlicher Erwägung heraus muß eine solche Zusammenarbeit gefordert werden.

Eine Frage sei hier nur gestellt, die man bisher weder diskutiert noch gar praktisch zu lösen versucht hat: Sollte es nicht möglich sein, da, wo die Konsumgenossenschaft aus irgendeinem Grund der Gemeinde gegenüber nicht zum Ziel kommt, die Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine, die ja zweifellos ganz andere Möglichkeiten hat als der einzelne Konsumverein, zu Lieferungen für die Gemeinden heranzuziehen? Die Großeinkaufsgesellschaft würde dadurch ihrem Wesen nicht untreu; handelt es sich doch hier um eine direkte Förderung der Gemeinwirtschaft, zu deren System auch die Kommunalwirtschaft gehört. Für die Gemeinde wäre aber eine Zusammenarbeit mit der Großeinkaufsgesellschaft gewiß nicht von Nachteil. Es kommt nur darauf an, daß diese Zusammenarbeit von beiden Seiten gewollt wird. Dann werden sich etwa auftauchende Schwierigkeiten auch überwinden lassen.

Außer den oben aufgezeigten Arten und Möglichkeiten gemeinwirtschaftlichen Zusammenwirkens gibt es natürlich noch viele andere; als Beispiel sei hier die finanzielle Unterstützung der Deutschen Wohnungsfürsorgegesellschaft durch die Arbeiterbank genannt. Sie sind weniger problematisch als die behandelten oder liegen in ihrer Problematik ähnlich. Zahlreich sind die Wege, die zu gemeinwirtschaftlicher Kooperation und damit zu verstärktem gemeinwirtschaftlichen Aufbau führen. Sie wollen begangen sein.

PAUL FERDINAND SCHMIDT · DIE FUNDE AUS TEL HALAF

VON der Öffentlichkeit nicht sehr bemerkt, weil die Eröffnungsfreuden des Pergamonmuseums alles übertönt, hat sich in Berlin ein Gegenstück zu jenem Architekturschrecken aufgetan, das nicht nur Gelehrte sondern alle Kunstfreunde elektrisieren müßte; das von Max von Oppenheim errichtete Tel-Halaf-Museum. Es ist in einer alten Maschinenhalle untergebracht, auf einem verwahrlosten Hof in der Franklinstraße, an der Grenze der Stadtteile Moabit und Charlottenburg. Aber die völlige Schmucklosigkeit und das Provisorische dieses riesigen Raums wirken in seltener Weise, man möchte einen Bruchteil seiner Stimmungskraft dem kalten Akademiebau am Kupfergraben wünschen. Es müßte eine Völkerwanderung zu diesem originellen Museum stattfinden, als Mittel gegen die Verniedlichung der Antike und die Bloßstellung des Museumsgedankens durch Pergamon und Milet.

Dieses Tel-Halaf-Museum enthält die Funde aus den Grabungen, die Oppenheim im obern Mesopotamien 1911 bis 1913, 1927 und 1929 ausgeführt hat, auf dem Hügel Tel Halaf an den Quellen des Chabur, eines linken Nebenflusses des Euphrats, noch im französischen Mandatsgebiet von Syrien gelegen. Die Franzosen ließen ihn den besten Teil seiner Ausgrabungen nach Deutschland ausführen; ein Teil füllt das Museum von Aleppo, aber auch von diesen sowie von Stücken, die mittlerweile verloren gingen, sind Abgüsse von Oppenheim heimgebracht worden, so daß man in Berlin alles beisammen findet. Der außerordentliche Mann, der mit seinen 70 Jahren den jugendlichen Ehrgeiz verbindet immer noch weitere Entdeckungen in der Euphrat-egend zu machen, hat die Ausgrabungen nicht nur ganz auf eigene Faust durchgeführt (was allerdings seine guten diplomatischen Beziehungen und vorzügliche Kenntnis des Arabischen erleichtert haben), sondern er wird auch diese Schätze und die Mittel zu ihrer Erforschung als Stiftung dem Staat überlassen. Man fühlt sich unwillkürlich an den größten Entdecker von Altertümern, an Heinrich Schliemann, erinnert; das Feuer bei hohen Jahren, das Finderglück, die Selbstlosigkeit sind bei beiden auffallend ähnlich.

Mesopotamien ist seit den ersten Grabungen der Engländer Loftus und Taylor Anfang der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts der Schauplatz zahlreicher Expeditionen und Entdeckungen französischer, deutscher, englischer und amerikanischer Forscher gewesen. Man fand die großartigen Reste altbabylonisch-sumerischer, assyrischer und persischer Kulturen, schließlich auch, in Samarra, Kerkuk und anderen Stätten die Zeugen eines andern Kulturkomplexes: des subaräisch-hettitischen im obern Mesopotamien. Aber eine so vollständige Wiederauffindung der uralten Kunst von Subartu, im Quellgebiet des Euphrats und des Tigris, ist erst Oppenheim geglückt. Tel Halaf scheint die älteste Residenz dieses sagenhaften Reichs gewesen zu sein, das sich nördlich von Babylon vom westlichen Persien bis tief nach Kleinasien hinein erstreckt hat, im 4. und 3. Jahrtausend vor Christus blühte, um 2000 zerstört wurde und somit eine zeitlich und, wie sich erwiesen hat, auch kulturell vollkommene Parallele zu Sumerien und dem Alten Reich Ägyptens darstellt. Wir sind hier anscheinend an den wahren Quellen höherer menschlicher Gesittung und Staatenbildung.

Die wissenschaftliche Deutung dieser Funde wird sich erst diskutieren lassen, wenn Oppenheim sein eigenes Werk darüber herausgegeben hat. Archäologisch und ethnographisch steht man hier auf überaus schwankendem Boden. Sowenig wir wissen, wer die Sumerer mit ihrem Sagenkönig Gudea eigentlich waren, so wenig können wir über die Subaräer und ihr Verhältnis zu den Hettitern aussagen, die sich als erobernde Herrschaft über das Land breiteten (von Nordwesten her? von Osten her?: alles ist hier Hypothese) und die ältere Kultur Subartus als eigen übernahmen. Der rasenforschenden Phantasie (die sich zumeist weniger an den Dingen als an den Wunschvorstellungen der Eigenliebe zu orientieren pflegt) sind nicht die geringsten Schranken gesetzt, Namen und Völker, Kulturschichten und welthistorische Zusammenhänge wirbeln chaotisch durcheinander und begünstigen jede mit der nötigen Sicherheit oder Selbstgefälligkeit vorgetragene Theorie. Positiv stehen allein die kolossalen Statuen und Reliefs aus dem Hügel, dem Tel Halaf vor uns. Aber ihre gewaltige Vitalität genügt vollauf uns mit Staunen und Ehrfurcht vor dem Alter der menschlichen Kunstübung zu erfüllen.

Nach Oppenheim, der sich auf andere wissenschaftliche Funde stützt, stammen die 3 ältesten Figurenstelen von dem benachbarten Dschebelet el Beda aus dem 4., die Funde von Tel Halaf aus dem 3. Jahrtausend vor Christus. Ihr Charakter entspricht stilistisch dem der ältesten ägyptischen und der sumerischen Gudeaskulpturen, sie bilden die allerschönste Ergänzung zu der Großartigkeit und Simplizität dieser frühen Monumentalgestaltungen der Menschheit. Das ist das Überzeugende an ihnen: Sie sind als Kunstwerke so vollkommen, von einer innern, ihren mächtigen Abmessungen gleichwertigen Größe, daß die Kultur, der sie entsprangen, in ihrer religiösen und staatlichen Bedeutung sich mit der der ältesten Pharaonendynastien messen kann.

Architektonisch allerdings stimmte in Tel Halaf der Vergleich nicht, er konnte nicht stimmen, weil eine gründliche Zerstörung der Subaräerstadt um 2000 und ein um 1200 vorgenommener Wiederaufbau mit Verwendung der vorgefundenen Skulpturen die meisten Spuren der alten Kultur verwischt hatte, vor allem auch, weil das mesopotamische Ziegelmaterial eine so unerschütterliche Monumentalität wie die der ägyptischen Bauten nicht gestattete.

Dafür sind die Statuen und Reliefs aus Tel Halaf und Dschebelet el Beda von einer unüberbietbaren Hoheit und Phantastik in der Konzeption wie in der Ausführung. Sie sind fast alle aus Basalt, und daraus erklärt sich wohl ihre schier unglaubliche Erhaltung. Es handelt sich um Bildsäulen von Urgottheiten der vorderasiatischen Menschheit, die in Sumerien wie in Subartu etwa gleichartig sein mögen und auch mit ägyptischen Göttern Verwandtschaft haben. Ihre Namen gehen die Nichtfachleute nicht viel an. Ihre Gestaltung aber überwältigt. Sitzende und stehende Einzelfiguren, ungeheure Fabeltiere und Vogelwesen, Götter auf ihren geheiligten Tieren stehend, Reliefdarstellungen tierisch-menschlicher Art, bis zu einem Tiersymposion von einer Naturdrastik ohnegleichen gesteigert, das meiste von magischer Größe, vor allem jene gewaltigen Tempelgottheiten auf Tieren, die 6 Meter Höhe erreichen und bestimmt waren das Eingangsgebälk eines Tempels oder einer Königsburg zu tragen. Ein solcher sinnvoll zusammenhängender Komplex findet sich in Sumerien nicht, läßt sich nur mit weit späteren Architekturplastiken Ägyptens vergleichen, wie etwa dem Felsentempel von Abu Simbel. Der Stil dieser Figuren ist ganz selbständig und spricht unbedingt für Herkunft aus einem Reich, das unabhängig von Sumerien wie von Ägypten war. Man hat so etwas noch nicht gesehen, und es ist unmöglich die Banngewalt und religiöse Erhabenheit dieser Phantasiegeschöpfe zu beschreiben. Sie müssen jeden, der sich ihnen nähert, faszinieren und mit der Vorstellung einer urmenschlichen Mythologie erfüllen. Klar ist vor allem ihre plastische Einfalt, ihre kubische Geschlossenheit. Blockhaft gemessen, ganz in sich geschlossen, mit eingelegten Riesenaugen auf den Sterblichen herabglotzend, wecken sie die Erinnerung an alle Großtaten früherer Kulturen, im Bann magischer Götteridole. Einzigartig ist die Kombination von Tieren und menschlich gebildeten Gottfiguren, nicht zu Einheitswesen verkoppelt wie in Ägypten, sondern plastisch aufeinandergestellt ist die wilde Ursprünglichkeit der Tiere und der dramatischen Reliefs.

Sollte es selbst nie gelingen die Herkunft dieser Funde aufzuhellen: als plastische Wunderwerke aus der Morgendämmerung der Menschheit werden sie ewig ihren Wert behalten.

